



Rosie  
Thomas



Das *Haus* in der  
*Woodstock*  
*Road*



Weltbild



Unzertrennliche Freunde sind vier Kinder, die im England der Jahrhundertwende heranwachsen: die verwöhnte Grace Stretton, ihr kluger halbjudischer Vetter Jacob Hirsh und dessen jüngere Geschwister Clio und Julius. Das verwinkelte Haus der Familie Hirsh in der Woodstock Road in Oxford ist der Ort, an dem sie in den Ferien zusammenkommen, ihre Freundschaft festigen und die ersten Gefühlsstürme erleben.

Clio und Grace sehen sich so ähnlich, dass sie oft für Zwillinge gehalten werden, doch charakterlich könnten sie nicht unterschiedlicher sein. Die beiden Jungen Jacob und Julius sind fasziniert von Graces Schönheit. Als der erste Weltkrieg jäh in das idyllische Landleben einbricht, muss ihre Freundschaft die erste Bewährungsprobe bestehen. Während ihre Lebenswege sie nach London, Paris und Berlin führen und Rivalität, Liebe, Eifersucht und die historischen Ereignisse sie trennen, bleiben die vier durch den magischen Ort ihrer Kindheit miteinander verbunden – bis es zur großen Krise kommt und dramatische Ereignisse Clio zur Hüterin eines furchtbaren Geheimnisses machen.

Rosie Thomas

# Das Haus in der Woodstock Road

Roman

Aus dem Englischen von Renate Zeschitz

## **Weltbild**

Rosie Thomas ist eine begeisterte Reisende und Bergsteigerin. Sie ist in den Alpen und im Himalaya unterwegs gewesen, hat an einer Autorallye von Peking nach Paris teilgenommen und verbrachte einige Zeit auf einer winzigen bulgarischen Forschungsstation in der Antarktis. Sie lebt in London und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Romanen geschrieben.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel All my Sins Remembered.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1991 by Rosie Thomas

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by Ernst Kabel Verlag GmbH, Hamburg

Übersetzung: Renate Zeschitz

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-127-2

Für John, der da war, als es darauf ankam

London, 1990

Es war eine Lüge, aber keine, die irgendeinen Schaden anrichten konnte.

Eigentlich ganz harmlos, was ich da tue, dachte die Schriftstellerin, während sie auf der Eingangsstufe wartete, dass man ihr die Tür öffnete. Es war ein kalter und windiger Herbstnachmittag. Die Bäume, die den Kanal in Little Venice säumten, ließen ihre Blätter in das Wasser fallen. Sie hatte sich umgedreht und beobachtete nachdenklich das Spiel des Lichts in den Wellen, die ein vorbeifahrendes Schiff hinter sich herzog. Endlich öffnete sich die Tür.

Eine lächelnde Krankenschwester in blauer Uniform grüßte freundlich. »Hallo, Mrs. Ainger. Kommen Sie doch bitte herein.«

»Wie geht es ihr heute?«, fragte Elizabeth Ainger.

»Gar nicht so schlecht. Sie ist sogar ganz klar im Kopf. Wollte wissen, wann Sie kämen.«

»Allmählich gewöhnt sie sich an mich«, sagte die Biografin. »Wie schön, dass ich einen ihrer guten Tage erwischt habe.«

Die Krankenschwester führte sie in einen Salon im hinteren Teil des Hauses. Durch eine Flügeltür sah man in einen kleinen Garten hinaus. Über dem marmornen Kaminsims mit den Porzellanornamenten hing ein kleines Gemälde, das ein Interieur in Blautönen zeigte. Die gestickten Kissen und die losen, verschossenen Überwürfe mit Rosenmuster wollten nicht so recht zu dem Bild passen, das an der Wand über dem Sessel der alten Dame hing. Es war ein Ölgemälde, das zwei junge Frauen darstellte. Sie blickten voneinander weg, praktisch aus dem Rahmen des Bildes heraus, und jede Kontur ihrer Körper verriet Spannung. Der eigenartig hektische Stil des Malers hatte etwas von Picasso, und auch etwas von Stanley Spencer.

Es war still in dem Raum, der Verkehrslärm schien so weit entfernt zu sein, als säße die alte Dame in einem Landhaus und nicht mitten in London.

»Hallo, Tante Clio«, begrüßte sie Elizabeth. Die Krankenschwester zog sich zurück und schloss die Tür hinter sich.

Die winzige alte Frau in dem samtene Polstersessel war nicht wirklich

Elizabeths Tante, sondern eine Cousine ihrer Großmutter. Aber als sie klein war, hatte sie ihre Mutter immer zu »Tante Clio« nach Oxford mitgenommen. Sie konnte sich nur noch an die Räume mit bedrohlich wirkenden, dunklen Büchern erinnern und an ihre kindliche Vorstellung, dass Tante Clio eine wichtige, wenn auch nicht ganz einfache Person war.

Als Elizabeth sieben Jahre alt war, hatte ihr amerikanischer Vater seine Frau und seine Tochter mit nach Oregon genommen. Danach hatte es aus Oxford nur noch Geburtstagsgrüße und Weihnachtsgeschenke gegeben. Im Erwachsenenalter kehrte Elizabeth in ihr Heimatland zurück, doch der Kontakt zu ihrer Tante war völlig abgebrochen. Bis zu der kürzlich begonnenen Reihe von Besuchen hatten sich die beiden Frauen dreißig Jahre lang nicht gesehen.

Clio drehte ihren Kopf ein wenig, um ihre Besucherin ansehen zu können. »Bist du es?«

Elizabeth lächelte und hielt ihr mit einem entschuldigenden Achselzucken das Tonbandgerät entgegen.

»Ich fürchte, ja. Bist du heute zu müde, um zu erzählen?«

»Ich bin kein bisschen müde.«

Sie sah auch nicht so aus. Ihr Körper war winzig und wirkte zerbrechlich, aber ihre Augen blitzten hellwach aus einem dichten Netz von Fältchen. Sie sah zu, wie sich Elizabeth Ainger in gewohnter Weise auf den Stuhl ihr gegenüber setzte und ihren kleinen Kassettenrecorder in die richtige Position brachte.

»Ich frage mich ja wirklich, wieso dich diese alten Geschichten nicht zu Tode langweilen.«

Fröhlich und geduldig antwortete die jüngere Frau: »Nichts, was du mir erzählst, langweilt mich. Ich bin deine Biografin, weißt du das nicht mehr?«

Das war die Lüge, aber sie kam Elizabeth ganz flüssig über die Lippen.

Die Biografie behandelte nicht das Leben von Clio Hirsh, obgleich es durchaus dazu geeignet gewesen wäre, sondern das von Clios Kusine.

Lady Grace Brook, geborene Stretton, war Elizabeths Großmutter mütterlicherseits. Sie war die Tochter eines Grafen, gehörte den oberen Zehntausend an und wurde schließlich eine der ersten weiblichen

Parlamentarier.

Elizabeth hatte sie nicht gekannt, war aber fasziniert von ihr. Und sie hatte es verstanden, auch ihren Verleger für ihre Idee zu begeistern, als sie, die mäßig erfolgreiche Autorin von populären Biografien, mit ihm bei einem Mittagessen ihr nächstes Buchprojekt besprach.

»Diana Cooper und Nancy Cunard haben sich ja ganz gut verkauft«, sinnierte der Verleger. »Obgleich Ihre Großmutter natürlich nicht so bekannt ist. Vielleicht sollten Sie einmal etwas zusammenstellen, und wir sehen uns die Geschichte dann an.«

Elizabeths Mutter und die übrige Familie hatten sie von Anfang an davor gewarnt, dass Clio nur sehr ungern über ihre Kusine und Freundin reden würde. Bei den ersten zwanglosen Anfragen hatte sie sich auch strikt geweigert, bis Elizabeth dann vorgab, ihr Projekt sei eine Familienbiografie, bei der Clio selbst im Mittelpunkt stehen sollte.

Elizabeth wurde in das Haus in Little Venice eingeladen. Nach dem ersten Besuch war es zu einer Reihe von Interviews gekommen, und Elizabeth hatte geduldig gewartet und zugehört.

Es würde nichts ausmachen, wenn das fertige Buch nicht die Versprechungen erfüllte. Bücher zu schreiben dauerte lange, und Clio war sehr alt und nicht mehr ganz klar im Kopf.

Gereizt sagte Clio: »Ich finde das lästig. Wer kann schon über mich etwas lesen wollen? Ich wünschte, ich hätte diesem Unsinn nicht zugestimmt.«

»Aber du hast es getan.«

»Das weiß ich. Und deshalb mache ich auch weiter.« Ihr Ton war scharf, wie immer, wenn sie einen guten Tag hatte. Elizabeth wusste, dass Clio nichts für sie übrig hatte, aber sie bemühte sich, ihre eigene Verärgerung nicht zu zeigen.

»Wir sprachen beim letzten Mal über Blanche und Eleanor«, half Elizabeth nach.

»Du weißt ja schon alles. Du hast ihre Briefe gelesen und all die Papiere gesehen. Was willst du denn noch hören?«

»Nur, woran du dich erinnerst. Nichts weiter.«

Die alte Dame seufzte. Sie war fast neunzig. Sie erinnerte sich an so viele Dinge, aber sehr vieles hatte sie auch vergessen. Das feste

Gedächtnisgefüge, das einmal ihre Lebenserinnerungen zusammengehalten hatte, existierte nicht mehr. Es gab nur noch einzelne Begebenheiten, die wie Spitzen von unterirdischen Felsen aus einem weiten Meer hervorragten.

Plötzlich erzählte Clio mit fester Stimme: »Ich erinnere mich, wie Tante Blanche roch. Nach weißem Flieder und verbranntem Haar. Weißt du, damals kräuselte man sich die Haare. Mit einer Brennschere, die das Dienstmädchen im Feuer glühend heiß gemacht hatte. Ich erinnere mich an den Geruch von verbranntem Haar.«

Elizabeth drückte auf den Aufnahmeknopf und hörte ruhig zu. So verliefen ihre Besuche bei der alten Dame immer.

Die alte Dame thronte inmitten von Kissen und Decken. Ihre Hände ruhten wie kleine Elfenbeinschnitzereien auf den abgewetzten, samteneu Armlehnen ihres Sessels. Die Besucherin wartete und überlegte, ob die alte Dame vielleicht eindösen, schweigend dasitzen oder ob sie heute gesprächig sein würde.

Clio sagte zu Elizabeth, indem sie dabei in weite Fernen sah: »Ich erinnere mich an die Ferien. Wir hatten immer wunderschöne Ferien.« Sie neigte den Kopf zur Seite, als horche sie auf etwas, das ihre Erinnerung beflügelte.

Es muss wohl Nathaniels Verdienst gewesen sein. Er legte den Ferien die gleichen Prinzipien wie die seiner Arbeit zugrunde. Egal, ob es um Vergnügungen oder akademische Disziplin ging, Nathaniel war begeistert bei der Sache, und seine Leidenschaft übertrug sich auf alle, auch auf seine Kinder. Als die Zeit der Sommerfrische nahte, erfüllte ein Geplapper das rote Backsteinhaus, das an fröhliches Vogelgezitscher erinnerte. Clio konnte die Stare draußen im Garten hören. Ihre Stimmen hatten die Vergangenheit lebendig gemacht. Sicherlich hatte die Krankenschwester eben die Krümel vom Frühstückstoast zum Vogelhäuschen gebracht.

»Wo seid ihr hingefahren?«, fragte Cressidas Tochter Elizabeth.

»An verschiedene Orte.« Clio sah sie plötzlich listig an. »Grace und die anderen kamen auch mit uns.« Es amüsierte sie, zu beobachten, wie die Erwähnung von Grace die Aufmerksamkeit ihrer Zuhöreriu verstärkte. Das war immer so.

Es hatte verschiedene Ferienorte gegeben, aber sie waren fast immer am Meer gelegen. Wenn ein Haus für die Hirshs und die Strettons samt Gefolge von Kindermädchen und Dienstboten nicht groß genug war, wurde ein zweites angemietet. Die Kinder und die Mütter blieben den ganzen Sommer über dort, die beiden Väter kamen zu Besuch, wann immer es ihre Zeit erlaubte.

Beide zusammen waren sie allerdings so gut wie nie da. Nathaniel war oft mit Literaturkursen seiner Anfangssemester beschäftigt oder machte Studienreisen nach Paris oder Berlin. Und John Leominster musste sich

um den Besitz in Stretton kümmern, hatte in London geschäftlich zu tun und war außerdem aktiv im Clubleben engagiert.

Blanche und Eleanor waren immer da.

Clio, Grace und die Jungen rannten über den glitzernden Sand, hingen mit den Köpfen über den Tümpeln zwischen den Felsen oder zogen ihre Garnelennetze durch glitschigen Seetang, ehe sie sie, von funkelnden Wassertropfen gesäumt, herauszogen, um den Fang zu begutachten. Sie rannten mit den Mollusken oder den eilends davonstrebenden Krabben schnurstracks zu ihren Müttern. Jake stürmte voran, Julius folgte ihm auf den Fersen, und Schulter an Schulter liefen hinter ihnen die beiden Mädchen. Mit einer Hand schürzten sie ihre Röcke, die knochigen Ellbogen waren weit vom Körper abgespreizt. Wenn man damit die andere treffen konnte, sodass sie stolperte oder gar zu Fall kam, umso besser. Dann wäre man auf jeden Fall als Erste bei den Jungen und könnte mit ihnen zusammen lauthals über den Fang berichten. Die Verliererin würde mürrisch hinterherzoteln und so tun, als ginge sie das Ganze gar nichts an.

Die beiden Kindermädchen saßen mit der Säuglingsschwester in einer geschützten Ecke oben am Strand. Die jüngeren Geschwister der Familien Hirsh und Stretton spielten zu ihren Füßen oder schliefen in den Kinderwagen. Die größeren Kinder interessierten sich überhaupt nicht für die Kleinen. Der silbrige Sand stob auf, als die Rasselbande vorbeisauste und in die Richtung der Mütter stürmte.

Blanche und Eleanor saßen ein wenig abseits unter einem provisorischen Segeltuchzelt. Stoffbahnen, die von der unteren Dachkante heruntergerollt wurden, schützten sie vor Sonne und Wind. Jeden Morgen wurde der kleine Pavillon von Blanches Chauffeur an den Strand gebracht und aufgestellt. Er holte den beiden Damen auch die Segeltuchstühle und breitete Teppiche für die Füße aus. Einmal hatte Hugo Stretton am Stützpfehl des Zeltes einen roten Wimpel befestigt, der weithin sichtbar war und den Kindern als Orientierungspunkt diente. Die Zwillinge saßen darunter im Schatten, beobachteten ihre Familie und schwatzten miteinander. Gelegentlich war auch einer der Väter da, entweder Nathaniel Hirsh mit dem schwarzen Bart, der seine Nase in ein Buch steckte, oder John Leominster, der Hugo auf einem

provisorischen Spielfeld einen Ball zuwarf, dessen Flugbahn Hugo angestrengt verfolgte. Aber auch wenn keiner der Ehegatten zugegen war, waren Blanche und Eleanor zufrieden. Sie waren einander genug und genossen die gegenseitige Gesellschaft.

Jake war immer als Erster zur Stelle. »Seht mal, Mama, Tante Blanche. Schaut doch nur, was wir gefangen haben.«

In diesem Augenblick ließ sich Julius neben ihm in den Sand fallen.

»Ich habe sie gefangen. Sie war in meinem Netz.«

Atemlos war inzwischen eines der Mädchen bei der Gruppe angelangt. Es strahlte über das ganze Gesicht. »Ist sie nicht wunderschön? Können wir sie als Haustier behalten? Ich werde mich ganz bestimmt um sie kümmern, fest versprochen.«

Mit vorwurfsvollem Blick und rotem Gesicht stolperte das zweite Mädchen herbei. »Seid doch nicht albern, das ist doch kein Haustier«, sagte Clio verächtlich, der gar nichts anderes übrig blieb, als sich so zu äußern. Diese Rolle fiel eigentlich immer Clio zu. Grace war schneller und entschlossener, wenn es darum ging, etwas zu erreichen. Sie gewann eigentlich immer die Wettrennen. Es ist einfach nicht fair, hatte Clio schon immer gedacht, seit sie bewusst denken konnte. Jake ist mein Bruder. Julius ist mein Zwillingsbruder. Sie gehören beide zu mir, Grace ist nur eine Außenseiterin.

Aber Grace benahm sich nie wie eine Außenseiterin. Und nie im Traum wäre ihr eingefallen, ihren Vettern dafür dankbar zu sein, dass sie in ihre verschworene Gemeinschaft aufgenommen worden war. Sie nahm es einfach so hin, als wäre es ihr Recht.

Die Kinder knieten in einem Kreis zu Füßen ihrer Mütter. Jake fasste in das Netz und holte seinen Fang heraus, um ihn zu präsentieren. Blanche und Eleanor beugten ihre wohlfrisierten Köpfe geduldig über das Netz, allzeit bereit, gebührende Bewunderungsrufe zu äußern.

Einer von ihnen entfuhr ein leiser Schrei. »Sie ist ziemlich groß. Pass auf, Jacob, dass sie dich nicht zwickt!«

Hugo buddelte in der Nähe im Sand. Schließlich konnte er seine Neugier nicht mehr zurückhalten. Er verließ seine kompliziert angelegten Gräben und Zinnenburgen und kam wie zufällig herübergeschlendert, die Hände in den Taschen seiner Knickerbocker vergraben.

»Das ist ja nur eine dämliche Krabbe«, bemerkte er verächtlich.

»Selber dämlich«, entgegneten Clio und Grace wie aus einem Munde, die sich im Verteidigungsfall immer einig waren. »Nur, weil du sie nicht gefunden hast.«

»Ich hätte mir gar nicht erst die Mühe gemacht. In der Sonne hier wird sie ohnehin in fünf Minuten sterben.«

Mit diesen Worten wandte er sich um und ging zu seinen Sandburgen zurück. Hugo war Grades älterer Bruder. Er war willkommen als zusätzlicher Spieler bei Vergnügungen im Freien, beim Fangenspielen oder für weniger attraktive Rollen in den weitschweifigen Stücken, die Clio und Julius schrieben. So richtig zu der Gruppe gehörte er allerdings nie. Da war nur Platz für die vier anderen.

Hugo sagte dann immer: »Ich bin nicht für diese Cliquenwirtschaft. Das ist was für kleine Mädchen.«

Keiner widersprach. Sie wussten es besser.

Eleanor oder Blanche versuchten dann, die Wogen zu glätten. »Sie ist wirklich sehr hübsch. Seht euch doch bloß diese Scheren an. Aber ich glaube fast, Hugo hat recht. Sie wird viel glücklicher unter einem Felsen sein, in der Nähe des Wassers. Sollen wir zusammen einen sicheren Platz für sie finden?«

Dann stand eine der Mütter auf, glättete die Falten ihres Glockenrocks und das Vorderteil ihrer weißen Bluse mit den Perlenknöpfen. Wenn es ein heißer Tag war, dann öffnete sie ihren kleinen Sonnenschirm und hielt ihn über ihren dunklen Haarschopf, ehe sie den Kindern über den schimmernden Sand folgte. Der Rocksäum raschelte im Rhythmus ihrer Schritte. Die Füße der Mütter waren immer unsichtbar, sogar in unmittelbarer Nähe des Meeres. Obgleich Grace wusste, dass ihre Mutter elegante, schmale Schuhe aus Wild- oder Glacéleder trug, bildete sie sich immer ein, Blanche glitte auf Rädern, die sich ruhig unter den Rücken bewegten.

Als sie bei den Felsen angelangt waren, steckten die Kinder die Köpfe zusammen und sahen Jake zu, der langsam die Hände öffnete und die Krabbe auf einem schmalen Schattenstück in die Freiheit entließ. Das Tier schien sich wie eine Ballerina auf die Zehenspitzen zu erheben, ehe es blitzschnell zur Seite lief. Sie beobachteten es noch, bis der

gekräuselte Rand des schwarzgrünen Panzers unter dem Felsvorsprung verschwunden war. Julius legte sich auf den Bauch, aber er konnte die stielartigen Augen nicht sehen, die ihn aus der Dunkelheit anstarrten.

»Sie ist weg«, sagten die Kinder traurig.

Die Mutter oder die Tante trösteten sie. »Wisst ihr, sie ist so viel glücklicher. Eine Krabbe ist nicht wie ein Hund oder wie Graces Kaninchen.« Als sie die betretenen Gesichter sah, lachte sie ihr silberhelles Lachen und riet ihnen, zu Nanny hinüberzulaufen und sie zu fragen, ob sie zu dem Kiosk am Ende der Strandpromenade gehen dürften, um sich Limonade zu kaufen.

Wann mag das wohl gewesen sein, fragte sich Clio. In welchem Sommer von all diesen Sommern? Grace, Julius und ich müssen neun gewesen sein, und Jake elf.

Neunzehnhundertzehn.

Und wo?

Es könnte in Cromer gewesen sein, oder in Hunstanton. Nicht in Frankreich, das war ganz sicher, obwohl sie zwei Sommer an den breiten Stränden der Normandie verbracht hatten. Auch das war Nathaniels Idee gewesen. Er hatte alles geplant, hatte gediegene Hotels mit verschossenen Markisen und alten, langsam schlurfenden Kellnern ausgesucht. Dann hatte er die Oberaufsicht bei der Abreise der Familien übernommen, hatte die Träger über die Beförderung der scheinbar unzähligen messingbeschlagenen Koffer instruiert, den douaniers und den Fahrern in schnellem Französisch entsprechende Befehle erteilt. Das alles war ungeheuer aufregend. Clio war stolz auf ihren großen, redegewandten, vielsprachigen Vater. Onkel John Leominster wirkte nichtssagend und bedeutungslos neben ihm, und Clio schielte aus dem Augenwinkel zu Grace hinüber, um sicherzugehen, dass dieser das auch auffiel.

Aber wenn Grace es registrierte, so ließ sie sich zumindest nicht das Geringste anmerken. Sie sah anmutig um sich, interessiert, aber nicht beeindruckt. Ihr Vater war der Earl of Leominster, Milord Anglais, und sie war Lady Grace Stretton. Das musste genügen. Clio litt unter dieser Ungerechtigkeit so sehr, dass sie für einen Augenblick sogar vergaß, wie stolz sie auf ihren Vater war. So war das eben.

Eleanor und Blanche gefiel es in Trouville. Sie mochten die Promenade am frühen Abend, bei der die französischen Familien in kleinen Grüppchen spazieren gingen und ihre modischen Kleider zeigten. Die Hirshs und die Strettons wollten da nicht hintanstehen und begutachteten kritisch das Defilée der Eitelkeiten. Die Gräfin von Leominster konnte sich ihre Kleider aus Paris kommen lassen, aber für Eleanor, die Frau eines Universitätslehrers, waren das nur Träume. Sie würde die Neuigkeiten ihrem Schneider in Oxford überbringen.

Die beiden Frauen zogen allerorts die Blicke auf sich. Sie fielen auf in ihren Kleidern aus raschelnder Japan- oder Tussahseide, den Gesichtern, die sich so ähnlich sahen, und den riesigen, blumenbestückten oder federngeschmückten Hüten. Die Kinder kamen in ihren besten Sonntagskleidern unter den wohlwollenden Blicken des Gatten, der gerade zugegen war, ein wenig steif daher. Grace gesellte sich am liebsten zu Jake, sodass Julius und Clio notgedrungen nebeneinander hergingen. Clio war damit eigentlich ganz zufrieden, doch hätte sie es lieber gesehen, wenn Jake an ihrer anderen Seite gegangen wäre.

Alle waren glücklich, bis auf Onkel John, der nicht gerne ins Ausland fuhr. Blanche vermied es immer, ihm zu widersprechen, und so wurde das Experiment nur einmal wiederholt. Danach verbrachte man den Sommer wieder in Norfolk.

Neunzehnhundertelf passierte die Sache mit dem Boot.

Die Sommerferien hatten genauso begonnen wie alle anderen zuvor. Familie Hirsh war samt Kindermädchen und Diensthofen mit dem Zug von Oxford nach London gefahren und hatte bei den Strettons am Belgrave Square übernachtet. Es war ein aufregendes Wiedersehen für die Cousins und Cousinen, die sich seit den Osterferien nicht mehr getroffen hatten. Clio und Grace umarmten sich, dann küsste Grace Jake und Julius. Es waren scheue Küsse mit verlegten niedergeschlagenen Augenlidern, und den Jungen stieg die Schamesröte ins Gesicht. Hugo sah sich die Szene aus sicherer Entfernung an. Er war bereits in Eton und betrachtete sich als erwachsen. Die anderen vier saßen auf den Betten im Kinderzimmer und erneuerten nach der langen Trennung ihren Freundschaftsbund.

Am nächsten Tag brachen die beiden Familien vom Liverpool Street-Bahnhof mit dem Zug in die Sommerfrische auf. Es waren drei Abteile reserviert. In einem reisten die Eltern, in einem die Kinder und die Kindermädchen, die Dienstmoten im dritten. Die Kindermädchen steckten große weiße Tücher auf den Sitzen fest, damit die Haare und Kleider der Kinder sie nicht berührten.

»Du weißt doch nicht, wer vor dir auf diesem Sitz gesessen hat, Miss Clio«, belehrte Nanny Cooper und presste ihre Lippen zusammen. Das Mittagessen wurde aus großen Picknickkörben serviert, und danach hielten die kleineren Kinder ein Schläfchen. Tabitha Hirsh, das jüngste Kind, war noch ein ganz kleines Baby.

Am Aussteigebahnhof erwartete sie der Leominster-Chauffeur. Er war mit einem Teil des Gepäcks von London hierhergefahren.

In diesem Jahr hatten sie ein großes Haus direkt am Meer. Es gab eine Fülle von Räumen zu entdecken und eine verglaste Veranda, die nach trockenem Seetang und Gummistiefeln roch. Fröhlich lachend, erkundeten die Kinder die Zimmer und teilten sich die Neuigkeiten mit. Einstweilen packten die Kindermädchen und die Dienstmoten die Koffer aus.

Später, am frühen Abend, stand der erste Spaziergang zum Strand auf dem Plan. Die saubere Luft war erfüllt vom Salzgeruch und dem Geschrei der Möwen. Nathaniel setzte seinen Panamahut auf und ging mit den Kindern. Er ließ sie bis zum Wasser hinunter laufen und verzichtete darauf, sie zu ermahnen, ordentlich zu gehen, wie es die Kindermädchen getan hätten. Von der Hochwassermarkierung aus, wo die Mädchen zögernd stehen blieben, aus Angst, ihre weißen Schuhe nass zu machen, sahen sie, wie Nathaniel mit einem Fischer sprach.

»Was hat er vor?«, fragte Julius. »Können wir vielleicht fischen gehen?«

Nathaniel kam strahlend zu ihnen zurück. »Ich habe eine Überraschung«, verkündete er und wedelte mit seinen großen Händen. Die Kinder umringten ihn.

»Was ist es? Nun sag schon!«

»Kommt mit und seht selbst.«

Sie folgten ihm über den Strand. An einem mit stinkendem Blasentang

überzogenen Felsvorsprung war ein Eisenring im Gestein verankert, der einen großen Rostfleck hinterlassen hatte. Durch den Ring war ein Seil gezogen, dessen Ende an einem kleinen blauen Boot vertäut war. Eine Silbermöwe ließ sich auf dem Bug des Bootes nieder, flog aber gleich wieder auf.

Grace blieb stehen, um den abgeblätterten Namen entziffern zu können. »Es heißt Mabel.«

»Es ist eure Mabel, den ganzen Sommer lang«, verkündete Nathaniel.

»Unsere? Ganz für uns allein?«

»Ich zeige euch, wie man rudert.«

Hugo nestelte schon an dem Seil herum. »Ich kann rudern.«

Nathaniel und der Fischer schoben das Boot hinunter zum Wasser und hielten es fest, als es auf den Wellen zu tanzen begann.

»Wir sind sechs. Ihr müsst still sitzen. Hugo, du gehst ganz nach vorne, Jake und Julius in die Mitte. Lasst Platz für die Ruderer. Die Mädchen nach hinten.« Die Befehle kamen kurz und knapp, und alles gehorchte, selbst Hugo. Der Fischer mit den hohen Watstiefeln hob Clio über das Wasser in das Boot.

»So, mein Fräulein. Und jetzt noch deine Schwester.« Er ging auf Grace zu und hob sie ebenfalls hoch.

»Sie ist meine Cousine, nicht meine Schwester«, klärte ihn Clio rasch auf.

»Ach, wirklich. Sie sieht dir so ähnlich, dass sie deine Zwillingsschwester sein könnte.«

»Er ist mein Zwilling Bruder.« Clio deutete auf Julius.

»Aber er ist lange nicht so hübsch«, zwinkerte ihr der Mann zu. Mit diesem Kompliment hatte er sie entwaffnet, der Irrtum war vergeben und vergessen. Nathaniel tauchte die Ruder ein, und die Mabel glitt langsam und ruhig über das Wasser.

Sie waren schon öfter mit dem Boot unterwegs gewesen, aber noch nie war eine Fahrt so zauberhaft gewesen wie die erste auf ihrer Mabel. Sie ließen sich von den Wellen in das Reich der Möwen tragen. Nur wenige Meter trennten sie von der prosaischen Küste, und doch fühlten sie sich wie in einer anderen Welt. In der Ferne konnten sie ihr Ferienhaus sehen, und einen weißen Fleck, der sich bewegte – die

Schürze eines der Kindermädchen. Hier draußen schwammen die Korken der Hummerkörbe und eine bemalte Boje, auf der sich eine Möwe schaukeln ließ. Und um das Boot herum die Tiefen des geheimnisvollen Meeres.

Grace lehnte sich über den Bootsrand, sodass ihre Finger die Wasseroberfläche berührten. Sie seufzte zufrieden auf. Es war ihr erster Ferientag. Sechs ganze Wochen lagen vor ihr, ehe sie wieder zu Miss Alcott und in das langweilige Schulzimmer auf Stretton zurück musste. Jake und Julius waren hier. Sie war glücklich.

Nathaniel legte sich ins Zeug. Das Boot glitt voran, und die Meeresbrise blies die Rauchgase der Eisenbahn aus ihren Köpfen.

Jake sagte: »Ich sehe Tante Blanche. Ich glaube, sie winkt.«

Nathaniel lachte. Es war ein lautes, polterndes Lachen. »Natürlich winkt sie. Sie will, dass wir sofort an Land zurückkehren.«

Er schlug kräftig mit einem Ruder, und das Boot drehte sich im Kreise. Als es breitseitig zum Meer stand, schwappte eine Welle, die größer war als die anderen, über den Bootsrand und spritzte alle nass. Die Mädchen quietschten vor Vergnügen und schüttelten das Wasser aus ihren weißen Kleidern.

»Es gelten die Verhaltensmaßregeln für den Aufenthalt auf dem Meer«, verkündete Nathaniel mit dröhnender Stimme, während die Mabel sich vom nächsten Wellenkamm in Richtung Ufer tragen ließ.

Die Verhaltensmaßregeln besagten, dass kein Kind ohne die Aufsicht eines Erwachsenen mit dem Boot aufs Meer durfte. Die Mädchen durften nur rudern, wenn einer der Väter mit an Bord war. Die Jungen durften selbst rudern, nachdem sie eine von Nathaniel festgesetzte Schwimmprüfung bestanden hatten.

Die Jungen gingen in den Sommerferien oft baden. Dabei trugen sie lange, blaue, wollene Badeanzüge, die an den Schultern zugeknöpft wurden. Zu ihrer großen Enttäuschung durften die Mädchen das nicht, weil Blanche und Eleanor es auch nie getan hatten und es als nicht schicklich für ihre Töchter erachteten. Sie mussten sich damit begnügen, ihre Schuhe und Strümpfe auszuziehen und im seichten Wasser herumzuplanschen.

»Sind allen die Regeln bekannt?«, polterte Nathaniel grimmig.

»Ja«, antworteten die Kinder wie aus einem Munde.

Der Bootskiel bohrte sich in den Sand wie ein Löffel in den Zucker. Der Fischer war nach Hause gegangen. Die Jungen sprangen an Land, Nathaniel hob Clio heraus, und Grace ließ sich von Jake auffangen. Er schwankte ein wenig unter ihrem Gewicht. Dabei wurden seine Schuhe von einer Welle umspült.

Sie lachten alle, selbst Clio.

Während sie zum Haus gingen, sagte Grace zu Clio: »Ich muss schon sagen, manchmal kann dein Vater wirklich wunderbar sein.«

»Das finde ich auch«, antwortete Clio stolz.

Die Ferientage gingen vorbei, wie sie das immer taten.

John Leominster war in Schottland zur Jagd. Nathaniel fuhr zurück nach London und kam gelegentlich wieder. Blanche und Eleanor blieben. Sie waren glücklich, beieinander sein zu können, wie sie es seit ihrer Kindheit gewohnt waren. Vormittags schrieben sie Briefe, gingen nachmittags spazieren, tranken später mit den Kindern Tee, wenn diese vom Strand zurückkamen, und hörten sich die Neuigkeiten des Tages an. Nachdem sie sich umgezogen hatten, nahmen sie das Abendessen allein bei Kerzenlicht ein, das ihnen der für die Ferien von Stretton ausgeliehene Diener servierte.

Die Kinder konnten sie oft von ihren Zimmern aus lachen hören. Clio und Grace lauschten, teils voller Bewunderung, teils voller Groll, weil sie an dem Spaß nicht teilhaben durften. Sie wussten, dass sie beide allein, ohne Jake und Julius, niemals so zufrieden sein konnten.

Die Kinder verbrachten den Tag am Strand, mit Picknicks, Ausflügen, dem Suchen von Porzellanschnecken, und in diesem Jahr mit Bootsfahrten in der Mabel. Die Jungen bestanden ihre Schwimmprüfung und wurden kräftige Ruderer. Sie tauchten vom Boot aus und riefen sich gegenseitig Befehle zu, während sie am Bootsrand balancierten, ehe sie ins Wasser sprangen und das Boot gefährlich zum Schwanken brachten. Die Mädchen konnten vom Strand aus nur neidisch den nassen Spielen zusehen.

»Ich könnte bestimmt auch schwimmen, wenn man es mich nur versuchen ließe«, murmelte Grace.

»Ich auch, ganz leicht«, versicherte Clio. »Warum ist nur mein Papi

nicht hier? Dann könnten wir zumindest mit ihnen hinausfahren.«

Sie vermieden es, sich anzusehen, als Grace plötzlich sagte: »Wir sollten es einfach tun. Nur so können wir beweisen, dass wir mithalten können, und dann würden sie uns nichts mehr verbieten.«

»Ich finde nicht, dass wir es tun sollten. Zumindest nicht, ohne zu fragen.«

Grace lachte verächtlich. »Wenn wir fragen, wird die Antwort sicher NEIN heißen. Du kennst doch die Erwachsenen. Aber Jake wird schon aufpassen, dass nichts passiert.«

Sie orientierten sich immer an Jake, nicht an Hugo, obwohl er der Älteste war.

»Ich tu's«, verkündete Grace. »Du brauchst ja nicht mitzumachen, wenn du Angst hast.«

»Ich habe mit keinem Wort gesagt, dass ich Angst habe.«

Jetzt sahen sie sich an. Der Fischer hatte recht gehabt, sie sahen sich wirklich ähnlich wie Schwestern. Nicht so sehr wie ihre Mütter, aber sie hatten die gleiche gerade Nase, die gleichen blaugrauen Augen und das gleiche dicke, dunkle Haar über der hohen Stirn. Wenn sie sich ansahen, glaubten sie, in einen Spiegel zu blicken, und keiner von beiden war diese Tatsache ganz geheuer.

Grace wandte sich als Erste ab. Sie hob den Arm in einem weiten Bogen über ihrem Kopf. Der weiße Ärmel ihrer Matrosenbluse flatterte wie ein Waffenstillstandsignal.

»Jake«, rief sie. »Ja-ke, Julius, kommt doch bitte einmal her.«

Jakes nasser Haarschopf, der wie das Fell eines Seehundes glänzte, tauchte neben dem Boot auf. Er legte die Arme auf das Heck und zog sich halb aus dem Wasser. Er war fast dreizehn, und seine Schultern begannen sich unter dem wollenen Badeanzug merklich zu runden.

»Was ist?«

Hugo und Julius tauchten neben ihm auf. Hugos Kopf wirkte neben denen seiner Cousins sehr blond und sehr viereckig.

Grace winkte sie herbei. »Kommt doch einmal kurz heraus.«

Jake gab dem Boot einen Stoß. Julius tauchte und schwamm los, Hugo folgte ihm. Langsam trieb die Mabel, von Jake geschubst, dem Ufer zu. Clio dachte: Sie tun immer, was sie möchte. Sie drehte sich um

und blickte nach oben. Die beiden Kindermädchen saßen wie immer auf einer Decke im Windschatten der Kaimauer. Tabithas Kinderwagen stand neben ihnen. Die zwei jüngeren Strettons, Thomas und Phoebe, spielten im Sand. Sie bauten mit vom Meerwasser rostigen Eimerchen Sandburgen. Hills, der Chauffeur, hatte bereits den Baldachin für die Mütter aufgestellt, aber die waren noch nicht da. Sicherlich waren sie noch mit ihrer Korrespondenz beschäftigt. Die Liegestühle waren bereitgestellt, und Hugos Wimpel wehte tapfer im Wind.

Ein wenig weiter oben am Strand war der Fischer mit seinen Netzen beschäftigt.

Die Jungen kamen wild um sich spritzend in das seichte Wasser geschwommen, während die Mabel einladend auf den Wellen schaukelte.

Clio hörte, wie Grace ihr Anliegen vortrug: »Das ist ungerecht. Ihr habt so viel Spaß mit dem Boot. Ich denke, ihr solltet mich auch mitnehmen.«

»Uns«, verbesserte Clio sie. Grace sah sie an, sagte aber nichts. Sie hatte in der für sie typischen Haltung die Hände in die Hüften gestemmt und das Kinn entschlossen nach vorne geschoben. Hugo lachte, und Julius begann, Nathaniels Verhaltensmaßregeln für den Aufenthalt auf dem Meer herunterzuleiern. Jake stand nur einfach da, sah Grace an und lächelte ein wenig.

Grace fixierte ihn. »Es sind genügend Erwachsene hier am Strand, die Kindermädchen und der Fischer. Ihr drei seid die ganze Woche gerudert und geschwommen. Was würde es schon ausmachen, wenn wir mit euch im Boot wären? Und wenn wir es einmal gemacht haben, kann man es uns ein zweites Mal nicht mehr verbieten. Diese Verhaltensmaßregeln sind kleinlich und unfair.«

»Das zumindest stimmt«, gab Hugo zu, der sich nur ungern Nathaniels Vorschriften beugte.

»Aber es hat doch geheißen ...«, begann Julius.

»Du kannst ja mit Clio hierbleiben.«

Die Zwillinge schüttelten den Kopf, und Grace lächelte noch einmal Jake an. »Wäre es nicht lustig, wenn wir alle zusammen hinausführen?« Er streckte seine Hand aus, nahm ihre und machte eine kleine

Verbeugung. »Darf ich Ihnen helfen, Mylady?«

Grace machte einen Knicks und sprang in das Boot. Hugo hielt es fest. Ihre weißen Baumwollstrümpfe blitzten unter ihren Röcken hervor. Clio folgte ihr, so schnell sie konnte. Julius saß am Bug, Hugo und Jake nahmen je ein Ruder. Die Riemendollen ächzten, und die Mabel nahm Kurs auf das offene Meer. Die Kindermädchen saßen immer noch ruhig da und passten auf die Babys auf.

Es war paradiesisch draußen auf dem Wasser. Das Boot hob und senkte sich, als würde es vom atmenden Brustkorb eines riesigen Tieres getragen. Die Wellen sahen hier größer aus als am Ufer, aber Hugo und Jake zogen kräftig die Ruder durch, und das Boot tanzte leicht wie ein Korken über die Schaumkämme. Am Ufer sprang Nanny Brodribb plötzlich auf und rannte zum Wasser. Der Wind presste ihre weiße Schürze gegen die Knie. Sie rief laut, aber keines der Kinder hörte sie oder sah sich um.

Grace ließ ihren Kopf nach hinten sinken. Sie lächelte selig, sodass man ihre ebenmäßigen Zähne sah. Sie hatte ihren Willen durchgesetzt, genoss die Bootsfahrt in vollen Zügen und hatte Jake in ihrer Nähe. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen röteten sich.

»Siehst du?«, murmelte sie. Die Frage war an Clio gerichtet, die im Heck des Bootes neben ihr saß. »Ich hatte recht, nicht wahr?«

Sie ruderten weiter in einem großen Bogen weg vom Horizont. Wieder erwischte sie eine Welle an der Breitseite und schwappte über sie hinweg. Diesmal lachte Clio nicht, sondern stieß einen kleinen, entsetzten Schrei aus. Ihre Beine waren bis hinauf zu den Oberschenkeln nass geworden, und das Wasser war überraschend kalt.

»Keine Sorge«, beruhigte sie Jake.

»Keine Sorge«, wiederholte Grace fröhlich. Sie war sich ihrer Macht bewusst und glücklich, dem Leben am Strand mit den Frauen und den Babys entkommen zu sein. Der blaue Himmel mit den dünnen Wölkchen schien ihr sehr nah. Es war reine Lebensfreude und nicht Prahlerei, dass sie aufstand, sich auf die Sitzbank stellte und die Arme weit ausbreitete.

Seht mich an.

Sie sahen sie alle an, ganz langsam, als wären ihre Blicke eingefroren. Alle bis auf Clio. Sie starrte auf Graces Füße, die neben ihren nassen

Rücken auf der schaukelnden Sitzbank standen. Sie sah die Knöpfe an den Schuhen und den nassen Sand, der an dem Leder klebte. Einen Augenblick später taumelte das Boot heftig. Ein Schrei, und die Schuhe wirbelten durch die Luft.

»Grace«, schrie Jake mit heiserer Stimme.

Clio sah erst jetzt um sich. Sie hörte, wie der Schrei plötzlich erstarb. Dann ein schreckliches Platschen. Am Heck der Mabel stiegen Blasen auf. Grace war verschwunden, vom Meer verschluckt. Das Boot trieb bereits von den aufgewirbelten Blasen weg. Es taumelte noch einmal und wäre beinahe gekentert, als erst Jake und dann Hugo ins Wasser sprangen. Hilflös tanzte das Boot auf den Wellen. Die Sonne hatte sich hinter den Wolken verzogen, ein wunderschöner Morgen schien finstere Nacht geworden.

»Nimm ein Ruder! Halt das Boot ruhig«, schrie Julius.

Clio starrte noch immer fassungslos ins Wasser. Da tauchte Grace auf, ein blasses Oval im grünlichen Wasser, Augen und Mund vor Entsetzen weit aufgerissen.

»Rudern«, brüllte Julius sie an.

»Ich weiß nicht wie«, schluchzte Clio. Sie stolperte nach vorne, nahm das von Jakes Hand noch warme Ruder und tauchte es ein.

Grace hatte den Kopf jetzt über Wasser. Sie schlug wild mit den Armen um sich, gab aber keinen Laut von sich. Dann versank sie wieder, während Jake und Hugo versuchten, sie zu erreichen.

»Mach es mir nach«, rief ihr Julius zu. Zitternd vor Angst, versuchte Clio zu tun, was ihr befohlen wurde. Sie starrte auf die vor Anstrengung weißen Fingerknöchel, tauchte das Ruderblatt ein und zog es auf sich zu. Und noch einmal das Gleiche.

Als sie sich wieder umsah, hatten Jake und Hugo Graces Körper zwischen sich. Verzweifelt schlug sie mit letzter Kraft um sich, ihr Blick war starr und glasig. Eine ganze Weile hatte es den Anschein, als würden sie alle drei untergehen. Eine Welle schlug über ihnen zusammen, ein Wasserschwall ergoss sich in Graces offenen Mund. Jake legte sich auf den Rücken und versuchte, den leblosen Körper in Richtung des Bootes zu ziehen. Auch Graces Kopf war jetzt unter Wasser.

Julius ruderte, und Clio versuchte, den Takt zu halten. Ihre Zähne schlotterten vor Kälte und Entsetzen. Immer wieder murmelte sie vor sich hin: »Hilf uns, lieber Gott. Hilf uns, lieber Gott.«

Die Entfernung zwischen dem Boot und den im Wasser treibenden Körpern wurde geringer. Hugo hielt Grace unter den Schultern fest. »Mach schon«, zischelte Julius. Am Strand waren inzwischen die beiden Kindermädchen zum Wasser gelaufen. Ihre spitzen Schreie klangen wie die von Seemöwen. Julius sah auch, dass der Fischer sein viel größeres Boot, das er zum Hummerfischen verwendete, ins Wasser gestoßen hatte. Der hohe, rot lackierte Bug des Schiffes pflügte durch die Wellen.

Hugo und Julius kamen näher. Grace hing zwischen ihnen, ein lebloses Durcheinander aus Haaren, Kleidern und fahler Haut.

»Zieh das Ruder ein«, rief Julius Clio zu. Er beugte sich hinaus, bis das Boot wieder gefährliche Schlagseite bekam, streckte die Arme aus und bekam Graces Haarschopf zu fassen. Mit aller Kraft zog er an, doch genau in diesem Augenblick hob eine weitere Welle das Boot hoch, sodass sich das Ruder in seine Achselhöhle bohrte. Hugo hatte sich verschluckt und fuchtelte wild mit den Armen herum. Jake japste nach Luft.

»Halt sie fest«, flehte er Julius an. Trotz der Schmerzen krallte Julius seine Finger in das durchnässte Haar und spürte, wie ihm Graces Körper entgegenkam, nachdem Jake seine letzten Kräfte mobilisiert hatte und sie hochgehoben hatte. Endlich hing ein lebloser Arm über dem Bootsrand, dann der andere. Julius packte Graces Kleid und zog sie daran an der Seite des Bootskörpers entlang. Jake und Hugo konnten sich nur noch an derselben Bootsseite festklammern. Clio lehnte sich, so weit sie sich traute, auf der anderen Seite aus dem Boot.

Erschrocken stellte sie fest, dass sie das Boot doch ziemlich weit hinausgetragen hatte. Der Strand, die Landzunge und die Häuser schienen aus einer anderen Welt zu sein, einer sicheren, warmen und unendlich verlockenden Welt, die ihr erst jetzt, da sie so weit weg war, bewusst wurde. Wieder kamen ihr die Worte in den Sinn: Bitte, lieber Gott, hilf uns.

Der rote Bug des Fischerbootes tauchte neben Jake, Hugo und Grace auf. Der Mann zog ein Ruder ein und manövrierte mit dem anderen das

schwere Boot so gekonnt, als wäre es eine Nusschale. Als er sich vornüberbeugte, sah Clio seine schmutzigen Hände und seine kräftigen, braunen Unterarme. Er packte Grace, deren Beine kraftlos umherbaumelten, hob sie mit einer Bewegung in sein Boot und legte sie vorsichtig auf den Boden. Der Anblick des leblosen Körpers war entsetzlich. Clio war sich sicher, dass Grace tot war. Sie presste sich die Hand gegen den Mund, um nicht laut zu schreien.

Mit der gleichen Leichtigkeit zog der Fischer Hugo und Jake an Bord. Es war ein Anblick des Elends, wie die beiden zitternd am Boden des Bootes saßen. Das nasse Haar war am Kopf angeklatscht, und zwischen den blauen Lippen floss Speichel und Meerwasser heraus.

Der Mann beugte sich aus dem Boot, holte das im Wasser schwimmende Tau der Mabel und befestigte es an seinem Boot. Er tauchte die Ruder ein, und die beiden Boote bewegten sich in Richtung Strand.

Dort hatte sich bereits eine kleine Gruppe von Leuten angesammelt, die dastand und wartete. Sobald sie das rote Boot vom Ufer aus erreichen konnten, kamen ihnen zwei Männer entgegen und hoben Grace heraus. Sie rannten zurück, legten Grace auf den Sand, rollten sie auf den Bauch und streckten ihre Arme nach oben.

Auch Clio wurde herausgehoben und sanft auf die Füße gestellt. Sie wollte weglaufen, weg von dem schrecklichen Meer, aber sie hatte keine Kraft in den Beinen. Beinahe wäre sie hingefallen, aber irgendjemand fing sie auf. Sie hörte vertrautes Murmeln um sich herum und das leise Rascheln von gestärkten Schürzen. Endlich war sie wieder in der warmen, vertrauten Welt. Es roch nach Wäschezimmer, nach Bügeleisen, nach Sicherheit. Über ihr war Nanny Coopers Gesicht. Ihre Wangen waren nass, ihre Augen weit aufgerissen.

Jake und Hugo wurden in Decken eingehüllt, und dann standen sie alle im Kreis um Grace. Ganz ruhig lag sie da, während die Männer mit ihren kräftigen Händen sich über sie beugten und auf ihren schmalen Brustkorb klopfen.

Nanny Brodribb stand hinter ihnen, die Hände vor das Gesicht geschlagen. Lautlos bewegten sich ihre Lippen.

Es dauerte nur wenige Sekunden, die den Umstehenden aber wie

Stunden vorkamen.

Dann öffnete Grace den Mund. Wässriges Erbrochenes ergoss sich auf den Sand. Sie würgte und schnappte dann nach Luft. Der Brustkorb bewegte sich unter dem klatschnassen Kleid.

Erleichtert seufzten die Umstehenden auf. Der Kreis um die wieder atmende, lebende Grace wurde enger. Julius wollte neben ihr niederknien.

»Lass ihr ein bisschen Luft, Junge«, sagte einer der Männer schroff.

Sie drehten Grace auf den Rücken. Ihre Augen öffneten sich, und sie starrte in den Himmel.

Clio bemerkte, wie Bewegung in den Kreis der Umstehenden kam. Blanche eilte herbei, und Eleanor lief gleich hinter ihr, dicht gefolgt von Hills, dem Chauffeur. Die Szene war so ungewöhnlich, dass Clio einen Augenblick auch Grace vergaß. Wo war das elegante Dahingleiten über den Sand geblieben? Noch nie hatte Clio ihre Mutter oder ihre Tante laufen gesehen. Blanchés Kopf wackelte, sie trug keinen Hut, die Bänder und Spitzen flogen im Wind. Die beiden Frauen erschienen ihr wie Fremde.

Der Kreis öffnete sich, um Blanche einzulassen. Leise stöhnend sank sie auf die Knie. Niemand sagte ein Wort. Alle horchten auf die schwachen Atemzüge des Kindes und wünschten den nächsten herbei. Jake und Hugo schlotterten unter ihren Decken. Nanny Cooper ging zu ihnen, um sie warm zu rubbeln. Clio hing noch immer an ihrer Schürze. Das andere Kindermädchen stapfte den leicht ansteigenden Strand hinauf, wo die kleineren Kinder unter der Obhut der Säuglingsschwester zurückgelassen worden waren. Clio sah ihr nach, wie sie mit gesenktem Kopf davonging.

Sie waren alle hilflos, vor allem die Mütter, die im nassen Sand knieten und ihre Vormittagskleider ruinierten. Sie warteten, dass die Fischer das Nötige taten oder veranlassten.

Graces Augen begannen sich langsam zu bewegen. Sie sah ihre Mutter an. Ihre Atemzüge waren jetzt regelmäßig, man musste nicht mehr angstvoll auf den nächsten warten. Der Fischer hob ihren Oberkörper hoch, ein anderer förderte eine Taschenflasche aus Zinn zutage und flößte Grace einen Schluck Brandy ein. Sie schüttelte sich

und hustete, nachdem der Alkohol ihre Kehle hinuntergeflossen war.

»Sie ist über den Berg«, bemerkte einer der Männer.

Von irgendwoher tauchte noch eine Decke auf. Grace wurde darin eingewickelt. Blanche erwachte aus ihrem Schockzustand. Sie begann, laut zu weinen und versuchte, Grace an sich zu ziehen. Eleanor hielt sie zurück.

»Hören Sie mal, Mylady«, beruhigte sie ein anderer Fischer. »Ich habe schon viele Ertrunkene gesehen. Dies hier ist keine, das kann ich Ihnen versprechen. Ihre Jungs haben sie schnell genug erwischt. Wenn man mal davon absieht, dass sie sie erst gar nicht mit rausnehmen hätten sollen.«

In ihrer schützenden Decke schüttelte Grace den Kopf. Ihr Gesicht war so blutleer, als wäre sie wirklich gestorben, aber sie öffnete den Mund und sprach ganz deutlich. »Es war meine Schuld. Ganz allein meine Schuld.«

Der Fischer lachte. »Du bist ein richtiges Stehaufmännchen. Aber jetzt wollen wir dich erst mal ins Haus bringen. Deine Ma möchte sicher, dass dich der Onkel Doktor ansieht. Obwohl ich meine, du brauchst genauso wenig einen Arzt wie ich.«

Er hob Grace hoch und trug sie zum Haus. Blanche folgte, von Eleanor und Hills gestützt, dann kamen die Kinder.

Sobald sie im Bett war, aufgestützt auf vielen Kissen, und den Arztbesuch überstanden hatte, konnte sich niemand mehr vorstellen, dass sie eben noch mit dem Tode gerungen hatte. Noch eine ganze Weile danach nannten die Jungen sie Stehaufmännchen.

Clio erinnerte sich ihr ganzes Leben lang an diesen Tag, nicht weil es der Tag war, an dem Grace beinahe ertrunken wäre, sondern weil ihr klar geworden war, dass das menschliche Leben sehr kostbar, flüchtig und zerbrechlich war, und nicht, wie sie es sich immer vorgestellt hatte, ewig und unveränderlich. Sie dachte daran, wie das Land ausgesehen hatte, als die Mabel sich immer weiter entfernte. Jetzt erschien ihr alles Vertraute, auch die banalsten Alltagsvorgänge, so kostbar, so wertvoll, als würde es sie schon morgen nicht mehr geben.

An jenem Morgen war ein mütterlicher Erlass ergangen, der Tagesablauf solle so normal wie immer, oder eher noch normaler als

sonst, erfolgen, damit alle den Schock möglichst schnell vergessen. Also steckten die Kindermädchen die beiden Jungen in frische Pullover und Knickerbocker, zogen Clio die nassen, sandigen Kleider aus, und bis sie alle wieder sauber gewaschen, gekämmt und inspiziert waren und ihre heiße Milch in der Küche getrunken hatten, war der Arzt schon wieder aus dem Haus, ohne dass ihn eines der Kinder gesehen hätte, und es war Zeit für das Mittagessen. Es gab Fisch und Pudding mit Vanillesauce, wie an jedem gewöhnlichen Tag. Keiner aß sehr viel, mit Ausnahme von Hugo, der gleichmütig vor sich hin kaute. Clio hätten am liebsten herausgeschrien: So soll alles bleiben. Nichts darf sich ändern. Sie wollte die Arme um alle legen und sie festhalten. Aber sie verhielt sich still und schob den Pudding in der Vanillesauce hin und her.

Später am Nachmittag ging Clio zu den beiden Kindermädchen in das kleine Kämmerchen, wo die Wäsche zusammengefaltet wurde. Hier war wieder der Geruch von Stärke und Sauberkeit, der sie von den Weiten des Meeres in die Sicherheit ihrer Kinderwelt zurückgebracht hatte. Aber jetzt sah sie, dass die beiden Frauen geweint hatten. Sie wusste, dass sie Angst hatten, entlassen zu werden, weil sie es zugelassen hatten, dass Grace mit dem Boot hinausgefahren war.

»Das wäre ungerecht«, ereiferte sich Clio. »Ihr hättet sie niemals davon abhalten können. Ich konnte es nicht, niemand konnte es. Grace macht immer das, was sie sich in den Kopf gesetzt hat.« Zorn stieg in ihr auf. Nanny Cooper war seit Jakes Geburt bei den Hirshs. Sie kam aus einem der ziegelroten Reihenhäuser im Westen von Oxford. Die Kinder waren oft mitgegangen, wenn sie ihre alten Eltern dort besuchte. Es war undenkbar, dass sie wegen Grace entlassen werden sollte.

»Mach du dir darüber keine Sorgen«, versuchte das Kindermädchen, sie zu trösten. Aber es war ein Zeichen für die neue Zeit, die mit dem heutigen Tag angebrochen war, dass Clio ihr nicht glaubte.

Am Abend reiste Nathaniel mit dem Zug aus London an. Eleanor hatte ihn gebeten, früher zu kommen.

Er holte sich die drei Jungen einzeln in den stickigen, kleinen Raum hinter der Eingangshalle, für den bislang niemand so recht eine Verwendung hatte. Nacheinander kamen sie wieder heraus, mit betretenen Gesichtern, und gingen sofort zu Bett. Als Clio an der Reihe

war, betrat sie das Zimmerchen, in dem ihr Vater, den Kopf in der Hand aufgestützt, saß. Seine Haltung war ihr von den Abenden zu Hause in Oxford so vertraut, dass sie plötzlich wieder Angst bekam, ihre kleine, wohlbehütete Kinderwelt könnte bedroht sein.

Nathaniel betrachtete ihr Gesicht. »Was ist los, Clio?«

Sie hatte nicht weinen wollen, aber nun liefen ihr doch die Tränen über die Wangen. »Ich will nicht erwachsen werden«, schluchzte sie hilflos.

Er streckte ihr die Hand entgegen, und sie kroch auf seinen Schoß, wie sie es getan hatte, als sie noch sehr klein war. »Es führt aber kein Weg daran vorbei«, sagte er. »Und heute hast du damit angefangen, nicht wahr?«

»Ich denke schon«, erwiderte Clio nach einer langen Pause.

Aber der Vater war ihr noch immer Trost und Beruhigung wie in früheren Zeiten. Er versicherte ihr, dass keiner Nanny Cooper dafür verantwortlich machen würde, was Grace getan hatte. Und er erklärte ihr, dass alle Veränderungen ganz langsam vor sich gehen würden. Aber von heute an sollte sie darauf vorbereitet sein.

»Und Grace?«, wollte Clio wissen. »Hat es für sie auch heute angefangen?«

»Ich weiß nicht«, antwortete ihr Vater sanft. »Aber ich denke schon.«

Clio wollte noch vieles sagen, wollte ihrem Vater erzählen, dass Grace darauf bestanden hatte, mit dem Boot hinauszufahren, und dass es reine Prahlerei war, als sie sich auf die Sitzbank stellte. Aber wahrscheinlich war es der Beginn ihres Erwachsenwerdens, der sie schweigen ließ. Stattdessen küsste sie ihren Vater und rieb ihre Wange an seinem dichten schwarzen Bart.

»Gute Nacht«, sagte sie ruhig. Als sie nach oben in das Schlafzimmer, das sie mit Grace teilte, schlich, hörte sie, wie Nathaniel durch die Halle zum Salon ging, wo die beiden Schwestern beisammensaßen. Dann schloss sich die Tür, und die Gespräche der Erwachsenen waren nur noch als Gemurmel zu vernehmen.

Grace thronte immer noch auf einem Berg von Kissen. Ihr dunkles Haar war gebürstet worden und umrahmte ihr schmales Gesicht. In dem

kleinen Kamin brannte ein Feuer, und das flackernde Licht an der Decke erinnerte Clio an frühere Abende im Kinderkrankenzimmer. Roch es nicht sogar nach Kampfer?

»Was geht denn da unten vor sich?«, fragte Grace, wieder ganz oben auf.

Clio war nicht nach Fröhlichkeit zumute. »Jake, Julius und Hugo sind ordentlich zusammengestaucht worden, weil sie dich im Boot mitgenommen haben.«

»So schlimm kann es auch wieder nicht gewesen sein«, entgegnete Grace. »Jake und Julius waren eben hier, um gute Nacht zu sagen. Ich habe ihnen ganz artig dafür gedankt, dass sie mir das Leben gerettet haben. Sie schienen recht glücklich zu sein.«

»Tut es dir denn überhaupt nicht leid, allen so viel Kummer bereitet zu haben?«

Grace sah sie an. »Damit wäre keinem geholfen. Es war ein Unfall. Ich bin froh, dass ich nicht tot bin. Das ist alles.« Genüsslich streckte sie die Arme aus und zupfte ihr weißes Nachthemd zurecht. »Ich bin noch nicht bereit zu sterben. Das Leben hat ja für mich noch nicht einmal angefangen.«

Clio machte gar nicht den Versuch, etwas zu sagen. Schweigend zog sie sich aus, drehte sich von Grace weg und zog sich die Decke über den Kopf.

Nachts träumte Grace, dass sie wieder im Wasser versank. Es drückte zentnerschwer auf ihre Lunge und nahm ihr die Luft zum Atmen. Als sie die Augen öffnete, sah sie winzige Gesichter hoch über ihrem Kopf, und sie wusste, dass sie tot und begraben war. Schweißgebadet wachte sie auf und spürte, wie ein Entsetzensschrei in ihrer Kehle aufstieg. Aber sie unterdrückte ihn. Sie wollte Clio und das Kindermädchen, das nebenan schlief, nicht aufwecken. Stattdessen umklammerte sie ihr Kissen und biss hinein, um nicht schreien zu müssen. Heftig stieß sie die Zudecke von sich, die sie beengte wie die schreckliche Last des Wassers. Dann lag sie still da, bis die kalte Luft den Schweiß auf ihrer Stirn zu trocknen begann und sie anfang, vor Kälte zu zittern.

Endlich, als ihr Kiefer schon vom verkrampten Zusammenpressen schmerzte, wusste sie, dass der Albtraum vorbei war und sie nicht mehr

schreien würde. Mit steifen Gelenken zog sie sich die Decke über die Schultern und bemühte sich, wieder einzuschlafen.

Unten ging Nathaniel, nachdem die Jungen und Clio zu Bett gegangen waren, in den Salon, wo seine Frau und seine Schwägerin saßen. Sie hatten sich zum Abendessen umgezogen. Die Kleider mit den Spitzenfichus, der angelegte Schmuck und die aufwendigen Frisuren ließen in keiner Weise die Ereignisse des Tages erahnen. Er hatte es auch nicht anders erwartet. Blanche und Eleanor waren sich darin einig, dass kultiviertes Benehmen ein ganz wesentlicher Lebensgrundsatz war. Nathaniel war von Anfang an davon fasziniert, wie unkonventionell Eleanor sein konnte, ohne dabei die strengen Verhaltensmaßregeln ihrer Gesellschaftsschicht auch nur einen Augenblick zu vergessen. Schließlich hatte sie ihn, einen Juden und Ausländer, geheiratet und war doch eine makellose Engländerin der Oberschicht geblieben wie ihre Schwester, die Gräfin. Er lächelte, als er die beiden sah.

Nathaniel küsste seine Frau zärtlich und murmelte Blanche zu, sie sei noch nie so schön gewesen. Damit wollte er auch seine Hochachtung vor ihrer bemerkenswerten Contenance nach einem so schweren Schock ausdrücken. Dann schlenderte er zu der Mahagonichiffoniere hinüber und schenkte sich einen Whisky mit Soda ein.

»Ich meine noch immer, dass wir John verständigen sollten«, meldete sich Blanche zu Wort.

Nathaniel seufzte. Sie hatten schon erörtert, dass John den ganzen Tag über auf der Jagd gewesen sein würde, und jetzt, da er zurückgekehrt war, bestand keine Notwendigkeit mehr, ihn zu stören. »Was könnte er denn jetzt noch tun?« Nathaniel versuchte es noch einmal mit Vernunft. »Lass doch den Mann bei seinen Fasanen und dem Kartenspielen. Grace ist nichts passiert. Und ich habe mir die Jungen vorgeknöpft.«

Blanche schloss die Augen für einen Moment und schauderte. »Es war alles so entsetzlich.« Ihre Schwester legte mitfühlend eine Hand auf ihren Arm und sah flehentlich zu ihrem Mann auf. Nathaniel nahm einen kräftigen Schluck. Er agierte nicht gerne als Zuchtmeister, wie er es Abend bei den Jungen hatte tun müssen, besonders wenn ihm durchaus klar war, dass Grace die eigentlich Schuldige war. Die

Angelegenheit hatte ihn hungrig gemacht, und er freute sich auf das Abendessen. Am allerwenigsten wollte er jetzt den steifen, humorlosen, unnötig aufgeregten John Leominster um sich haben. Er wollte sich weder jetzt noch irgendwann, solange er hier war, von ihm stören lassen.

»Es ist doch jetzt alles vorbei«, beruhigte er sie. »Versuche, es als nützliche Erfahrung für sie zu sehen. So lernen sie, dass Regeln nicht dazu aufgestellt werden, ihnen ein Vergnügen zu missgönnen.«

Und ich rede genauso wichtigtuerisch wie Leominster selbst, dachte Nathaniel. Er lachte sein tiefes, angenehmes Lachen und trank sein Glas in einem Zug leer.

»Wie recht du doch hast«, pflichtete ihm Eleanor bei, und endlich ließ sich auch Blanche überzeugen. Das kleine Stubenmädchen, das in dem Ferienhaus die Pflichten des Butlers zu erfüllen hatte, kam herein und verkündete Ihrer Ladyschaft, dass das Essen serviert sei. Fröhlich bot Nathaniel den beiden Damen je einen Arm an und führte sie durch die nach Sand duftende Halle in das Esszimmer.

Gekonnt führte Nathaniel, von Eleanor unterstützt, die Konversation bei Tisch. Nicht ein Mal wurde vom Tod durch Ertrinken geredet. Als die Damen sich schließlich zurückzogen, war Blanche sichtlich wieder glücklich. Und es wurde kein Wort mehr darüber verloren, John herzuholen.

Nathaniel saß noch eine Weile länger bei einem Glas Wein. Er dachte über die Kinder nach, von allem über Grace. Sie hatte keine Strafpredigt bekommen wie die Jungen. Stattdessen hatte er an ihrer Bettkante gesessen. Ihr Mienenspiel war eine so hintergründige Mischung aus Blanche, Eleanor und seiner verträumten, klugen, vieldeutigen Clio und doch so ganz anders. Er sah hinter ihrem trotzigen Blick, dass sie schon genug durchgemacht hatte und keine weitere Bestrafung brauchte.

Wie wäre es denn, hatte er ihr vorgeschlagen, wenn die Mädchen schwimmen lernten. Und er hatte sie zum Lachen gebracht, als er ihr vormachte, wie ihre Mütter auf diese Idee reagieren würden.

Jetzt, da Nathaniel allein war, malte er sich das Schreckgespenst aus, das er vor den Frauen heruntergespielt hatte – Graces Tod. Unwillkürlich umklammerte er sein Weinglas fester, als die schreckliche

Vorstellung Gestalt annahm. Er liebte seine Nichte. Sie zeigte Entschlossenheit und noch etwas anderes. Sie war sich ihrer weiblichen Macht bewusst, und sie war bereit, sie zu nutzen. Sie wirkte wie ein Magnet. Kein Wunder, dass seine eigenen Jungen in ihren Bann gezogen wurden, dachte Nathaniel. Dann stellte er sein Glas ab und lachte über sich selber.

Grace war zehn Jahre alt. Die Zeit würde kommen, da er sich um Grace und Jake würde Gedanken machen müssen. Aber noch war es nicht so weit.

Nathaniel ging nach draußen und horchte auf das Rauschen des Meeres. Er setzte sich, rauchte eine Zigarre und beobachtete die weißen Schaumkrönchen auf den Wellen im Dunkeln. Dann warf er den Zigarrenstummel weg und ging in das Schlafzimmer seiner Frau.

Eleanor saß in ihrem Nachtgewand an ihrem Toilettentisch. Ihr langes Haar hing offen herunter, und sie war gerade dabei, es für die Nacht zusammenzubinden. Nathaniel ging zu ihr und legte ihr die Hände auf die Schultern. Er liebte ihr gerades Rückgrat und den schön geschwungenen Hals.

Ganz langsam neigte er den Kopf und schmiegte seinen Mund gegen die warme, duftende Haut unter ihrem Ohrläppchen. Ihrer beider Spiegelbild erinnerte ihn an die Schöne und das Biest. Sein kräftiger schwarzer Bart fuhr liebkosend über ihre weiße Haut und das glänzende Haar, während er die kleinen Perlenknöpfe an ihrem Dekolleté öffnete.

»Nathaniel«, entrüstete sich Eleanor leise. »Heute, ausgerechnet heute, nach allem, was passiert ist?«

»Na, was ist denn schon passiert? Eine Kinderei, eine Eskapade mit glücklicherweise gutem Ausgang. Ende gut, alles gut, meine Liebe.« Er verstand es, sie zu beruhigen, wie er es auch bei Clio getan hatte.

Alles gut.

Seine Hände fuhren in ihr Nachtgewand und umfassten die schweren Brüste. Er liebte ihre weichen Formen, wenn sie von Fischbein und gestärkten Kleidern befreit waren. Sie hatte einen leicht gewölbten Bauch und wohlgeformte Hüften, über die sich wunderbar streicheln ließ. Eleanor stieß einen wohligen Seufzer aus. Sie hob die Arme und legte sie ihrem Gatten um den Hals. Ihre Augen bekamen einen

verdächtigen Glanz.

Eleanor hatte vier Kinder geboren. Schon von Anfang an, als sie noch ein zwanzigjähriges Mädchen war und kaum wusste, was Männer im Sinn hatten, hatte sie die Liebesspiele mit ihrem Mann genossen. Aber sie waren noch nie so schön gewesen wie jetzt, da sie beide fast schon im mittleren Alter waren. Manchmal, wenn sie tagsüber von ihren Briefen aufblickte oder unter ihrem Sonnenschirm hervorsah und sich ihre Augen trafen, wurde sie sogar noch ein bisschen rot.

Er half ihr auf, sodass sie vor ihm stand. Nathaniel kniete nieder und zog ihr die federbesetzten Satinslipper aus. Dann hob er ihr Nachtgewand hoch, bis ihre weißen Beine zu sehen waren. Sein Bart kitzelte ihre Haut, als er sein Gesicht an ihre Oberschenkel legte.

Eine Stunde später schliefen Eleanor und Nathaniel eng aneinandergeschmiegt ein. In dem großen dunklen Haus war Grace die Einzige, die wach lag. Sie klammerte sich an ihr Kissen und wartete, dass das Wasser und ihre Ängste zurückwichen.